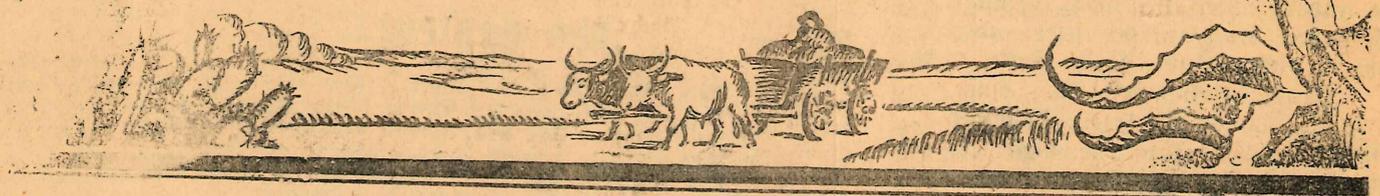


Menno-Blatt



Gran-Chaco Paraguay, Philadelphia, Kolonie Fernheim, Süd-Amerika.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Bezugspreis einschließlich Porto folgender: Für Nordamerika 80 Cents; für ganz Europa entsprechend dem Kurs der Deutschen Reichsmark 2,50 RM; für Argentinien 2 Pesos Argentinos; für Brasilien laut Vereinbarung mit der Schriftleitung „Die Brücke“ Blatt gegen Blatt; für das Inland 50 Pesos c. l. pro Jahr. Man überweise Geld in Deutschland, auf Konto „Brüder in Not“ der „Ehemalig Westpreussischen Mennonitengemeinden“ bei der Landwirtschaftsbank in Neuteich und auf Konto 7003 bei der Kreissparkasse in Marienburg Wor. (Postcheckamt Königsberg Pr. Nr. 11523). Frankreich und Schweiz: Herrn Max Schowater, 3 rue de la République Pfafstätt, Haut Rhin. USA: Herrn G. G. Hiebert, Reedley, Kalifornien. Kanada: Herrn D. Epp „Der Bote“ Rosthern, Saskatchewan. Ostl. Paraguay: Herrn F. Heinrichs, Asuncion, Ferreteria Universal. Von andern Orten sende man Gelder direkt an die Redaktion „Menno-Blatt“, aber nur in Bankschecks, nicht durch die Post.

| 7. Jahrgang |

© Juli 1936 ©

| Nummer 7 |

Erbauliches

Was Du, Herr, segnest.

(1. Chronika 17, 27.)

Was Du, Herr, segnest, ist gesegnet
Und bleibet gesegnet ewiglich.
Wem Du mit Gnad' und Heil begegnest,
Den läßt Du nicht, der läßt nicht Dich.
Herr, mehr' mir täglich Deine Gnade
Und wecke kühnlich jeder Sünd',
Dah' mir nicht Welt noch Teufel schade,
Und ich verbleib' Dein liebes Kind!

Was Du, Herr, segnest, ist gesegnet,
Und wenn's die ganze Welt verflucht;
Wo's Frieden laut und Liebe regnet,
Da wächst des Geistes süße Frucht.
Herr, pflanze, pflege und begieße,
Läß' Lebensluft von oben weh'n,
Mach' Du die Wüß' zum Paradiese,
Läß' Deinon Segensstrom uns seh'n!

Wir brauchen mehr denn je den Segen
In dieser Zeit von Deiner Hand:
Geschäftig leb'n wir aller Wegen
Den Feind in jedem Land und Stand.
Klein ist die Schar, die treu geblieben,
Groß ist das Werk, an dem sie steht:
Herr, segne Du ihr Glauben, Lieben
Und das, was sie auf Hoffnung sät.
Aus „Lieder der Höhe“.

Frischer Tau.

Ich will Israel ein Tau sein, daß
es soll blühen wie eine Rose, und
seine Wurzeln sollen ausschlagen
wie der Libanon. Hosea 14, 6.

Das Volk Israel war zur Zeit des
Propheten Hoseas vom Herrn abgefallen.
Diesen kleinen Propheten gebrauchte der
Herr, um es dem abtrünnigen Volk zu sa-
gen, daß es gesündigt und mißgehandelt

habe. Dann aber ließ Gott auch dem Volke
folgendes Wort sagen: „Belehre dich
Israel zu dem Herrn deinem Gott, so
sollst du leben und nicht sterben!“ Wenn
wir das ganze Kapitel lesen, so können
wir einen Einblick tun in die Geschichte
Israels. Gott wollte dem Volke ein Tau
sein. Israel hatte immer mit der Dürre
zu kämpfen; das lag ihm hart auf den
Schultern. Nur wenige aus dem Volke
dachten daran, wie weit sie schon von
Gott entfremdet waren. Darum ließ Gott
durch den Propheten sagen, was Er ih-
nen sein wollte, nämlich ein Tau auf allen
Gebieten des Lebens.

Dieses Wort ist auch in unsern Ta-
gen sehr anwendbar, wo viele Menschen
und auch Gotteskinder mit der irdischen
oder geistlichen Eristenz zu kämpfen ha-
ben und dabei die Liebe und Freundlich-
keit Gottes so schnell vergessen, und daß
Gott uns Seinen Sohn gab.

Wenn wir an einem Morgen bei
Sonnenaufgang in den Garten oder auf
das Feld gehen, dann sehen wir, wie ver-
schiedenfarbig der Tau auf Blumen und
Gräsern ruht. So will auch uns der Herr
ein Tau sein. Ein Tau, wie erquickend!
Das Herz wacht auf, die Augen leuchten
hell! Wie leicht spricht es sich einem Pre-
diger, wenn der Tau auf der Versamm-
lung ruht. Satan steht hinter der Tür und
wagt es nicht einmal einzutreten. Darum
tut er uns in unsern Tagen ein Tau so
nötig. Dann, wenn wir ihn haben, wird
auch unsere Bitte erhört werden und un-
sere Stellung wird eine andere sein. Wir
werden dann niemals zu murren brau-
chen, sondern alles aus der Hand unsers
Gottes nehmen. Lesen wir weiter Vers
10, wo es also heißt: „Wer ist weise, der
dies versteht, und klug, der dies merke?
Denn die Wege des Herrn sind richtig,
und die Gerechten wandeln darin, aber
die Übertreter fallen darin.“

Rosenfeld.

F. Kiewer.

Ich will glauben, wenn...

wenn Gott mich das große Los gewinnen
läßt!
wenn Gott mich gesund macht!
wenn Gott mich meinen Prozeß gewinnen
läßt!
wenn Gott dafür sorgt, daß das Bettet
ankständig und mir angenehm ist!
wenn Gott meinem Feind oder meiner Fein-
din einen tüchtigen Denzettel gibt!
wenn Gott heute meine Arbeit in beson-
ders schätzbare Weise segnet!
wenn! — wenn! — wenn! —

Wer so spricht, erniedrigt Gott zu
einem Handelsgeschäft, tritt Gott gegenü-
ber als Gleichgestellter! Welch eine Ver-
blendung!

Aus „Bote des Friedens“.

Dienst.

Werdet im Dienst des Reiches Got-
tes keine Herren und Herrlein! Werdet
vielmehr Knechte! „Denn auch Christus
ein Knecht hie ward.“

Ich weiß, ihr habt Versuchung,
Herren zu werden. O nur keine Herren!
Das steht jedermann übel an, besonders
aber einem Knecht Jesu Christi.

Spaltet Holz! Feget aus! Waschet
einander die Füße! Wer's am besten kann,
der ist der Größeste!

Wisset, daß der Heiland keine
Weltkudenden brauchen kann, sondern
Tagelöhner, Knechte, Lastträger, die Ihn
aber lieb haben — Leute, die schwitzen,
frieren, hungern und sich eine Lust dar-
aus machen um Seinetwillen. Es geht in
den Feldzug, da kann man keine Leute
brauchen, welche die Kleider schonen. Seid
keine Paraderosse, sondern Zugpferde!

L. Hofader.

Aus „Heilsame Lehre“.

Gemeinde Schule Haus

Ernte-Dank.

Als ob sich's lohnte, auch für die diesjährige schwache Ernte zu danken? Diese Frage mag einen oder den andern unter uns wohl beschäftigt haben. Und dennoch feiern wir auch in diesem Jahre solche Feste.

Laut Vereinbarung auf einer K. f. R.-Sitzung wurde der Beschluß gefaßt, am 12. Juli ein allgemeines Fest im Sitzungssaal zu Philadelphia zu begehen. Schlicht und einfach, so wie es unserer knappen Zeit in diesem Jahre zukommt, sollten die Veranstaltungen eben auch sein.

Dennoch zierten den geräumigen Festsaal einige Früchte, Kränze und grüne Guirlanden. Herrliches und echtes Winterwetter bei wolkenbedecktem Himmel und 20 Grad Wärme nach Celsius lockte recht viele Fernheimer aus ihren Häusern. Viele Fuhrwerke von allen 4 Winden, reich mit Menschen besetzt, trafen ein. Bald war der Raum überfüllt. Viele Zuhörer mußten noch nebenan unter dem Schattendach Platz nehmen. Die Anhöhe wurde diesmal besetzt von den Sängerschören aus Rosenort und Schönbrunn. Eine andere kleine Anhöhe diente als Kanzel für die Redner.

Mit einem innigen „Gott grüße auch“ aus Sängermund ward die Feier eingeleitet und schon ist der richtige Ton angeschlagen.

Die Brüder Johann Leichgräf, Peter Klassen und Nikolai Wiebe füllen den Vormittag mit Ansprachen aus. Inzwischen singen immer die Chöre. Auch werden von 2 Zentralschülern passende Gedichte deklamiert. Da für heute das Fest mit Selbstbeköstigung vorgesehen ist, so speist jedermann für sich zu Mittag.

Am Nachmittag dienen mit dem Wort die Brüder: Jakob Dürksen, Gerhard Giesbrecht und schließend Bruder Gerhard Isaak. Hier werden wir auch auf unsere Aufgaben in der Mission hingewiesen.

Wenn auch der Ton, den man allgemein am Tage anschlug, tiefen Ernst atmete, angesichts der kritischen Lage, so fehlte aber auch nicht die Ermunterung zum Ausblick auf die Hilfe des Herrn, Der noch immer Rat und Hilfe wußte. „Ein Volk das aus der Vergangenheit gelernt hat, wie es in der Gegenwart leben kann, wird auch die Fragen seiner Zukunft richtig meistern.“

Als Abschluß des Ganzen tour-

den durch Versteigerung die Früchte im Saale verkauft, was zusammen mit der Kollekte des Tages die bescheidene Summe von 4000 Pesos einbrachte.

Jeder fährt wieder in sein Heim. Außer den 5 öftlich gelegenen Dörfern war die ganze Kolonie am Feste beteiligt. Die erwähnten Dörfer werden in ihrem Kreise ein ähnliches Fest veranstalten. R. S.

Zum Erntedankfest.

Auf diesen Tag, auf diese Festesstunde
Hat alt und jung sich lange schon gefreut.
Nun danken wir dem Herrn von Herzensgrunde
Dah Er uns ernten ließ, was wir gestreut.
Oft schien es wohl, als wollte Er nicht segnen,
Als geha Er kein fröhliches Gebeih'n;
Oft senkten wir bei all' der Arbeit Fülle,
Doch Gottes Gnade gab uns Leibesraft.
Und heute schweigen alle Klagen stille
In dem Gefühl, dah wir's mit Ihm geschafft.
Wir freuen uns im festlich frohen Kreise
Und bringen Dank dem Geber, unserm Gott,
Der uns in freundlich väterlicher Weise
Auf's neue darreicht unser täglich Brot.
— Nicht alle haben's! — Ungezählten Scharen,
Ah, mangelt es in dieser schweren Zeit.
Sie, die der Ungewitter Opfer waren,
Wie weinen sie in bitterm Herzeleid.
Und denken wir der Witwen und der Waisen,
Der Arbeitslosen ohne eig'ne Schuld —
Wie müssen wir den treuen Vater preisen!
Der uns bisher noch Brot gab in Geduld.
O kommt, laßt uns in Beugung vor Ihn treten,
Undankbarkeit hat Ihn so oft betrübt,
Die Not der Zeit lehrt manchen wieder beten,
Führt ihn zurück zum Vater, Der da gibt.
Und wenn wir Tag um Tag noch Nahrung haben —
Sei sie auch länger als in früh'rer Zeit —
Laßt sie genießen uns als edle Gaben,
Und ihre Würze sei die Dankbarkeit.
Nach laßt ins eig'ne Herz uns prüfend schauen,
Es liegt vor Gott gleich einem Ackerfeld;
Gott läßt von Trübsalstränen es betauen,
Dah reiß es sei, wenn Er einst Ernte hält;
Dah nicht der Schnitter Tod uns einmal fälle
Als leere Garbe, die nur dient als Spreu,
Dah einst am Erntetag nicht in der Hölle —
Nein, dah im Himmel uns're Schöne sei!

Mission unter den Lengua-Indianern im Gran Chaco von Paraguay.

Von Gerhard Giesbrecht, Gnadenheim.

Wer nur diese Überschrift liest, denkt womöglich an die Missionsarbeit, welche die Mennoniten der Kolonie Fernheim vor kurzem in Angriff genommen haben. In verschiedenen Zeitschriften lasen wir ja schon von dem Missionsbund „Licht den Indianern“, nicht wahr? Ob auch Du, lieber Leser, von dem Statut unseres Bundes und dem Aufruf an alle, die ein warmes Herz für diese Weinbergarbeit haben, weißt?

Heute wollen wir weniger auf unsere Arbeit kommen, als vielmehr auf die langjährige Tätigkeit der anglikanisch-reformierten Kirche Eng-

lands, die ebenfalls hier unter dem Lengua Stamm eine große, aufopfernde Arbeit treibt.

Die erwähnte Kirche gründete im Jahre 1844 die südamerikanische Missionsgesellschaft, deren Leiter Bischof Allen Gardner war. Der Herr ließ es zu, daß dieser Mann nach mehrjähriger Arbeit auf der Feuerlandinsel des Hungertodes sterben mußte. Sein Nachfolger war ein gewisser Heinrichssohn, starb aber schon nach einem Jahr in unserer Landeshauptstadt Asuncion. Der dritte, der sich auf den Wirkungsplatz stellte, war Bischof Stirling, der seinen Wohnsitz in Patagonien

Kämpfende Jugend

Nachrichtenblatt des Deutsch-Mennonitischen Jugendbundes der Kolonie Fernheim
Gran - Chaco Paraguay Süd - Amerika

Ein jeglicher aber, der da kämpft,
erhält sich alles Dinges. 1. Kor. 9, 25.
Kämpfe den guten Kampf
des Glaubens. 1. Tim. 6, 12.

Menno's Wahlpruch:
Einen andern Grund kann
niemand legen außer dem,
der gelegt ist, welcher ist
Jesus Christus. 1. Kor. 3, 11.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Für das Ausland gilt es als „Menno-Blatt“ gegen den alten Preis. Wird es allein bestellt, so beträgt das Abonnement für ein Jahr in Nord - Amerika 30 Cents; in Europa 1 RM; im Inland 15 — für das Ausland bestellt 20 Pesos c. l. Bei Bestellungen von 10 Ex. wird ein Blatt freigegeben. Man sende die Beiträge vom Auslande entweder an die Vertreter des „Menno-Blatt“ oder an uns aber nur in Bankschecks im Einschreibebrief.

3. Jahrgang

Philadelphia, Juli 1936

Nummer 7

Belehrendes

Die gefährliche Schlange.

Als Gott die Menschen in das Paradies geleitet hatte, als die Menschen — ein Ebenbild Gottes — so friedlich und ruhig, alles Gute und Schöne genießend, die ersten Tage im Paradiese, der damals so schönen Welt verlebten, da fand sich jemand, der mit dem Zustande der Menschen nicht zufrieden war; das war die Schlange (der Satan), die mit Verleumdung und Lüge, ja mit den gräßlichsten Versuchungen an den Menschen trat. Der Fall geschah und das Unglück, das Laster der Sünde, ward für all die weiteren Menschengeschlechter geschmiedet.

Dieselbe Schlange, die damals mit der ersten Versuchung an den Menschen herantrat, lebt heute noch, und zwar ist ihr Kampf gegen das Gerechte, gegen alles Gute und Schöne und gegen die göttliche Reinheit noch in eine fürchterlichere Art zum Vorschein gekommen. Wie manch ein Opfer ringt sie nieder und droht es zu ersticken! Mit aller Kraft sucht sie die Menschen vom Wege der Reinheit in den Sumpf zu ziehen. Sie verpeftet den Menschen dazwischen, daß er nicht aus noch ein weiß, bis er schließlich sagt: „Es hilft doch nichts, ich muß unterliegen, ich kann den Giftzähnen der Schlange nicht widerstehen!“ Fürchtbar ist es, wenn ein Jüngling oder eine Jungfrau erst zu solchen Worten greift und ihnen Raum läßt! Die Kraft des Satans wird dadurch nur noch riefenhafter. Mit tausendfachen Windungen, die geschickt ausgeführt werden, hält die „Schlange der Unkeuschheit“ das Opfer in ihrer Macht.

Senkt nicht unser Herz oft nach Reinheit? Es schreit, aber das Fleisch will sich nicht erheben.

Oft fühlt man sich stüßlich, dann kommt ein Hindernis, wir sind ihm nicht gewachsen, und der böse Fall kommt. Man richtet sich auf, man glaubt zu stehen und festen Boden unter den Füßen zu haben, dann sinkt man schon wieder. O, wie schrecklich, wenn man so aus der Nähe Feile kommt! Der auferstandene Siegesfürst bietet uns kühnlich Seine Hilfe an, aber

unser stolzes Herz meint allein fertig zu werden. Was geschieht? Es geht noch tiefer, und „da unten ist's ärgerlich!“ Wer ein Siegesleben führen will, muß sich in der Nähe Jesu aufhalten und stets Seiner eingedenk sein. Er ist uns ja näher als die Luft, die wir einatmen.

Wir steht noch immer „Der Jüngling im weißen Kleid“ (L. J. Nr. 5) vor. Wie hat es doch der Schreiber des Art. empfunden, was Reinheit ist! „Wenn eure Sünden gleich blutrot sind, so sollen sie doch schneeweiß werden!“ Köstliche Verheißungen im Worte Gottes!

Darum Jugend, „schließ' dich zusammen im Kampfe gegen die teuflische Unreinheit!“ Wir müssen eine Sehnsucht nach der göttlichen Reinheit in uns tragen. Unser Herz muß wirklich befreit sein, die niederen Triebe, die unreinen Begierden mit all ihren Wurzeln zu bekämpfen. Die Brandmale und Flecken müssen von unserm Gewande verschwinden. „Ich muß, ich muß“, das wollen wir uns immer wieder sagen über wir dürfen auch. Wir dürfen kämpfen, und Gott wird uns Schwachen Erdenpilgern nicht mehr auflegen, als wir zu tragen imstande sind. Auf, meine Seele, und dem Jüngling nach, der mit dem weißen Gewande von der Reinheit zeugt! Auf, in den Kampf, noch fester; es gilt zu kämpfen, denn es kommt eine Zeit, wo du, meine Seele, Rechenstatt ablegen mußt! Auf, nach Golgatha, dort findest du Vergebung! Auf, und werde nicht müde, es kommt eine andere Zeit! M. D.

Altre Fronten!

Daß sich das kümmerliche Marschtempo der Jugendbündler in Fernheim mit der Zeit verlangsamten werde, war vorauszu sehen. Aber diese Verlangsamung braucht deswegen noch keine Müdigkeit oder gar eine Krankheitserscheinung zu bedeuten. Das erste und vorläufige Ziel, der Zustand nach der gesamten Jugend der Ansiedlung, war ohne eigentliche und wirkliche Schwierigkeiten zu erreichen, und nun sollte nicht nur der Ausbau der geschaffenen Organisation, sondern, was viel wichtiger ist, die beharrliche Kleinarbeit

um das eigentliche heute noch ferne Ziel einlehen. Jene Zusammenfassung, die Schaffung eines Jugendbundes, war natürlich nicht schon das Ziel selber, nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zu seiner Erreichung.

Es ist immer mühslich, wenn sich jemand auf eine Reise begibt, ohne sich über sein Reiseziel völlig im Klaren zu sein. Wir Außenstehenden glaubten aus den Mitteilungen der „Kämpfenden Jugend“ schlussfolgern zu dürfen, daß sich die Fernheimer Jugend zwei Ziele gesetzt habe: ein religiöses und ein völkisches.

Das religiöse Ziel haben wir im Tataritentum, in der Erziehung der Volksgenossen in Fernheim zu kühner Opfer- und Hilfsbereitschaft. Daß auch viele Auserwählten unter Euch diese Zielsetzung für richtig halten, zeigt auch die Wahl des Grundwortes „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ als Lösung für die Kolonienversammlungen. Mit der klugen Annäherung an dieses hohe Ziel würden auch viele kleinere Ziele sozusagen beiläufig und nebenbei erreicht werden.

Das zweite große Ziel des Jugendbundes, so wie es der Leser Eures Kampfblattes von außen sieht, bedeutet: Deutschsein. Unsere völkische Erziehung war in Russland falsch. Man erzog uns nicht zu dem, was wir von Hause aus sind: zu Deutschen, sondern zu Angehörigen eines mennonitischen „Volkes“. Ein „mennonitisches“ Volk aber hat es nie gegeben, sondern nur eine mennonitische religiöse Gemeinschaft.

Schuld an dieser Verwirrung war auch die Unklarheit, die über unsere völkische Abstammung und unsere geographische Herkunft bestand. Wir selber hielten uns vielfach für Holländer, eine Annahme, die sich als ein folgenschweres Irrtum erwiesen hat. Wir sind auch heute, was wir immer gewesen sind: Deutsch!

Hoffentlich lebt Ihr in allen Euren Ortsgruppen den „Feten“. Dieser ältere Bruder des „Menno-Blattes“ brachte im letzten Jahr auch eine ganze Reihe Aufsätze über unsere geographische Herkunft. Auch unser gemeinsamer Freund, Prof. B. S. Unruh, beteiligte sich an jener klärenden Auseinandersetzung.

Ohm Benjamin schreibt zur Zeit auch an einem zweibändigen Werk über

die Russlandmennoniten. Im ersten Kapitel war er auf Grund sehr gründlicher Studien nach, daß unsere Vorfahren aus Ostpreußen nach Westpreußen gekommen sind. Dieses Ostpreußen aber war niemals holländisch, sondern bis auf den heutigen Tag immer deutsch. Unsere „Holländerer“ war also ein geschichtlicher Irrtum, wenn auch sehr leicht, daß mennonitische Flüchtlinge aus dem Gebiet der Vereinigten Niederlande (das heutige Holland gab es damals noch garnicht) nach Ostpreußen gelangt sind.

Und dieser Irrtum ist uns teuer zu stehen gekommen. Er hat nicht nur unsern guten Ruf teilweise zerstört, er hat mehr verschuldet: er hat auch unseren Charakter verdorben. Wer von Euch hat es während des Chaco-Krieges nicht erleben müssen, daß Männer ihr Deutschtum verleugneten, daß sie mennonitas russos, Holländer oder sonst etwas sein wollten, nur nicht das, was sie wirklich sind: Deutsche.

Diese Verirrung kann uns ebenso zum Verhängnis werden, wie unser wortreiches, aber tatenarmlches Christentum, wenn Ihr hier nicht Wandel schafft. Wer sein Volkstum verleugnet, ist nicht nur charakterlich schlecht, er ist auch in größter Gefahr, sich völlig zu verlieren und damit für Gott wertlos zu werden.

Wir sind Deutsche nicht von ungefähr, nicht zufällig, sondern nach dem Willen Gottes. Es ist ein unabänderliches Naturgesetz, daß ein Mensch seine Kräfte nur im eigenen Volkstum entfalten kann und daß er seine Lebensaufgabe, die jedem von uns von Gott gestellt wurde, bei Aufgabe seines Volkstums unbedingt verliert.

Hier habt Ihr Jugendbündler ein riesengroßes, wenn auch noch fernes Ziel, um das es sich wirklich zu kämpfen lohnt: Eure Brüder und Schwestern in Fernheim zurückzuführen zu unserem deutschen Volkstum. Die Auswirkung der erwähnten Unklarheiten in Überlieferung und Erziehung ist so stark und nachhaltig, daß sich viele nicht so bald zurechtfinden können.

Aber ohne Kampf, ohne beharrlichen Kampf, der sich durch gar keine Schlapfen und gelegentlichen Niederlagen aufhalten und abbiegen läßt, werdet Ihr dieses Ziel nie erreichen. Hier heißt es: bekennen. Hier wird Dir täglich so und sovielmals die Frage gestellt: „Bist Du mutig oder feig?“ Triffst Du bei jeder Gelegenheit mutig und offen ein für Deine völkische Überzeugung? Dein Ziel ist groß und Dein Wollen ehrlich! Darum laß Dich nicht beirren! Dieses Ziel verfehlen, heißt für unsere Gemeinschaft Untergang, für Eure entlegene Chaco-Gruppe etwas später.

Ich kenne in Fernheim eine ganze Reihe trefflicher Männer, vom Herrn Oberschulzen angeschlossen, die durch und durch deutsch sind. Schon während meines Besuches haben diese alles über Deutschland Erreichbare gelesen und sich bemüht, über alle Vorgänge im deutschen Mutterlande Klarheit zu erhalten. Und gerade dadurch, daß sie aufnahmehereit und willig sind zu lernen, werden sie mit der Zeit die Einknistung zum Deutschtum und zum neuen Deutschland finden, die einzig richtig und gesund ist.

Es gibt dort aber auch eine in allen Gemeinden zerstreute Gruppe, die wohl deutsch ist, die aber doch ihre „holländischen“ und anderen Eierköfen noch nicht völlig abzustreifen vermochte. Diese deutschen Brüder und Schwestern ihrem

deutschem Volkstum wiederzugeben, ist Eure Aufgabe und Berufung. Nicht an gutem Willen fehlt es jenen, sondern nur an Klärung. Lest einmal im Jugendbund gemeinsam auch die feinen Vorträge von Dhm Benjamin über seine Stellung zu all diesen Fragen und auch zu Adolf Hitler, und Euch wird vieles klarer sein.

Und wenn einige Ewiggestrige behaupten, Christentum und Deutschtum seien unvereinbar, so ist das natürlich so unsinnig wie nur möglich. Im Gegenteil: Gott will, daß wir Deutsche sind. Hätte Er das nicht gewollt, so wären wir heute vielleicht Chinesen oder Penguas. Wenn wir uns aus dem deutschen Volk, in das wir von Gott hineingestellt wurden, eigenmächtig herauslösen, so gehen wir zugrunde. Wenn wir uns einbilden, lediglich Christen sein zu sollen, ohne fest im deutschen Volkstum zu wurzeln und völkisch sozusagen in der Luft zu hängen, so ist das eine gefährliche Irlehre, die auf die Dauer sehr traurige Folgen nach sich ziehen muß.

Ich will es hier offen aussprechen: ich habe in Fernheim mit vielen Predigern und führenden Männern über alle diese Fragen gesprochen und mir sehr vernünftige und sachliche Einsichten vertreten hören. Es ist mir darum unvorstellbar und ungläubhaft, daß diese aufrechten deutschen Männer dem Jugendbund in seiner völkischen Arbeit Schwierigkeiten bereiten könnten.

Und wenn das eine kleine Gruppe doch tut, so bleibt Euch nur Eines: Kampf! Kampf um klare Fronten! Kampf um die völkische Wahrheit! „Kämpfende Jugend“ nennt Ihr Euch, und „Deutsche Jugend“, das verpflichtet.

Und glaubt mir, der ewliche Sieg ist Euch so sicher wie die Tatsache, daß Euer Kampf gottgewollt ist. Aber so wie Euer Ziel wahr und rein ist, so offen und mutig muß auch Euer Kampfesart sein!

Mit herzlichem deutschem Gruß
Euer W. Quiring.

Berichte

Unsere Fernheimer Zentralschule.

(Schüleraufsatz.)

Die Mennoniten sind ein kleines, in aller Welt zerstreut lebendes Volk. Ihre Eigenart besteht darin, daß sie, wohin sie auch vom Schicksal verdrängt werden, einen starken Drang nach Bildung an den Tag legen. Raum haben sie ein eigenes Häuschen, so sind sie eifrig bemüht, gemeinsam ein Schulhaus zu bauen. Wohl kaum findet sich unter ihnen ein Kind, das des Schreibens und Lesens unfähig wäre. Doch damit begnügt man sich nicht, es muß auch eine höhere Schule da sein, welche die Kräfte für verschiedene nötige Posten ausbildet und die Unabhängigkeit vom Staat wenigstens zum Teil sichert.

Diese Eigenart bestätigte sich auch an den Mennoniten Fernheims. Es dauerte gar nicht lange, so hatte fast jedes Dorf seine Schule, obwohl das Ansteden im Chaco sehr schwer war, und die Leute in vielen Fällen noch in Zelten wohnten. In dem Dorfe Schönwiese entstand unter

den Händen der fleißigen Bauern eine Zentralschule, die uns nur zu gut im Gedächtnis bleiben wird. Unter den schwierigsten Verhältnissen, wo Armut und Krankheit die Anstедler heimsuchte, wurde das verhältnismäßig große Haus erbaut, das neben der Zentralschule auch die Volksschulklassen in sich schloß. Die Eltern, die entfernt wohnten, haben es sich blausauer werden lassen, ihre Kinder dort in die Schule zu schicken. Aber sie haben es durchgesetzt und manch ein Opfer gebracht. Nach einigen Jahren ging die Schule in den Besitz der Kolonie über, und es wurde nötig, sie ins Zentrum Philadelphia zu verlegen. In einer Zeit, wo die große Dürre herrschte und die Anstедler wirtschaftlich fast am Boden lagen, wurde die Schule nebst den Lehrer- und Schülerwohnungen erbaut. Dem Worte Adolf Hitlers „Gemeinnutz vor Eigennutz“ getreu, ist sie entstanden und legt ein lautes Zeugnis von dem Gemeinschaftsinn der Fernheimer ab.

Nun besuchen wir bereits einige Zeit die Schule und versuchen durch Fleiß und Ausdauer unser Wissen zu bereichern und unserer Eltern wert zu sein. Wir Heimbewohner werden in der Kolonieküche gepeist, einer der Lehrer hat dabei stets die Aufsicht. Ein Teil der Schüler legt jeden Tag einige Kilometer zu Fuß zurück. Die Zahl der Schüler ist von Jahr zu Jahr gestiegen und beläuft sich in diesem Jahr auf 60.

Unser Schulgelände ist im Walde angelegt. An einer Seite des Hofes stehen die Schulgebäude und Heime, an der andern die Lehrerwohnungen. Unter Aufsicht eines Lehrers haben wir den Hof von sämtlichem Strauch und Kraut gereinigt, so daß er jetzt recht schön aussieht und besonders zu fröhlichem Spiel einladet, das von den meisten Schülern freudig begrüßt wird. Mit ersticktem Geißel kehren sie darauf in die Klasse zurück; und mutig geht's an die schwere Arbeit.

Anna Martens.
IV. Klasse.

Was eine Maus erzählt.

(Schüleraufsatz.)

Ich wohnte in einem großen Hause mit meinen 4 Mädeln und 5 Knaben. Ich lebte in Saas und Braas, denn ich hatte auch genug zu essen. In voller Hoffnung, hier am sichersten zu sein, wurde ich eines Tages geföhrt. Meine Wohnung wurde auseinandergerissen. Ich war aus höchste erschreckt und rettete mich mit meinem allerliebsten Töchterlein, Cabinchen genannt. Die andern Kinder wurden alle erschlagen. Das war ein jammervolles Leben. Ich und mein Töchterlein zogen hinaus in den Wald und hier leben wir nun einsam und verlassen.—

Philadelphia. Melita Legiehn.
5. Schuljahr, 12 Jahre.

! Zur Beachtung !

O Mensch, sündige nicht;
Denn Gott ist über dir,
Der Engel Gottes hat dir,
Der böse Feind hinter dir,
Dein Gewissen in dir,
Das höllische Feuer unter dir.

Schriftleiter: Nikolai Siemens.

Diefer fandte den 23jährigen Barbroske Grubb, in dessen Gebeten das Feuer des Geistes hochschlug, in das Innere des Chaco von Paraguay, um unter dem Lengua-Stamme von Christus und Seiner Erlösung zu zeugen. Ein Auszug aus: „Die ev. Mission“, der über diese Arbeit berichtet, möchte hier folgen:

„Unter den Indianern des Gran Chaco in Paraguay, die ein unstetes Wander- und Jägerleben führen, bis vor kurzem noch ein unbekanntes Volk in einem unbekanntem Lande, hatte die Südamerikanische Missionsgesellschaft eine Station errichtet. Die Strapazen der Gründung, sowie beschwerliche Bootsfahrten nach der Stadt untergruben die Gesundheit des ersten Arbeiters bald und er starb. Da fandte Bischof Stirling von Patagonien den bis dahin unter den Naghan-Indianern von Tierra del Fuego tätigen 23jährigen Barbroske Grubb mit dem Auftrage, möglichst im Innern des Chaco unter den Rothäuten eine Mission zu beginnen. Trotz der abschreckendsten Schilderungen von der Grausamkeit und Tücke der Indianer ging derselbe unbewaffnet zu ihnen, sich so ihnen ganz anvertrauend. Jedoch beschloß er, ihnen von vornherein als unerschrockener, starker Mann zu begegnen, um ihre Achtung zu gewinnen. Die Indianer waren denn auch von diesem Auftreten eines gänzlich unbewaffneten Europäers unter ihnen ganz überrascht. Das konnte kein gewöhnlicher Weißer, es mußte ein mächtiger Zauberer sein, zumal er sich so eingehend nach ihren Sitten und religiösen Anschauungen erkundigte und sich selbst als einen Boten des „großen Geistes“ bezeichnete und sofort als ein ausgezeichneter Gegner ihrer von den Häuptlingen, wie vom Volke so gefürchteten Medizinmänner austrat. Grubb bemühte sich, die Herzen der Leute zu gewinnen. Volle vier Jahre war er fast immer auf dem Weg, lebte unter den Indianern, beteiligte sich an ihren Festen und Jagdzügen, teilte in stürmischen Nächten im Walde mit ihnen seine Decken, und wenn er ein altes Weiblein oder einen gebrechlichen Mann antraf, dann nötigte er sie auf das Pferd und ging selbst zu Fuß. Weit im Innern baute er mit Hilfe der Indianer die Ansiedlung Thlan-lasinkin mit. Die Eingeborenen, die sich hier ansiedelten, gehörten zu dem Stamme der Lengua, der sich als besonders bildungsfähig erwies. Eigentümlich sind die

religiösen Vorstellungen dieser Indianer. Der Schöpfergott wird unter dem Bilde eines Käfers dargestellt, ähnlich dem Skarabäus der alten Ägypten. Aus seiner Höhle fandte er eine mächtige Wesen, die auf Erden herrichten, danach den Menschen in Gestalt eines fest zusammengewachsenen Paares. Die erstgenannten Wesen verfolgten den Menschen, darum trennte Gott das Paar und gab ihnen die Fähigkeit sich zu vermehren, damit sie ihren Gegnern widerstehen könnten. Die letzten verloren im Kampfe ihren Körper und wurden zu Geistern, den Kilyikhama, die der Indianer so fürchtet. Um sich vor ihnen schützen zu können, tragen sie als mächtigen Zauber den kostbaren Kopfschmuck aus den Federn eines seltenen Vogels. Am furchtbarsten äußert sich das Heidentum bei Tod und Begräbnis. Alle Habe des Verstorbenen wird zerbrochen, seine Tiere werden getötet, die bisherige Wohnstätte wird verlassen, und an einem andern Ort wird angestedt. Die Leiche wird in sitzender Stellung begraben und zwar mit dem Angesicht nach Westen. Nicht selten werden Menschen begraben, die noch nicht wirklich tot sind. Die Indianer haben eine heillose Angst davor, daß eine Seele in der Nacht entflieht; darum suchen sie, wenn der Tod nahe bevorsteht, noch rasch vor Sonnenuntergang die Beerdigung vorzunehmen. Missionar Grubb hatte in dieser Beziehung allerlei Abenteuer zu bestehen, die ihm selbst hier und da beinahe das Leben gekostet hätten.

Das Wort fand nach viel Mühe endlich Eingang in die Herzen, so daß nach einigen mißglückten Versuchen im Jahre 1895 die erste wirkliche Missionsstation in Waikthalingmangyalwe gegründet werden konnte.

Verhängnisvoll war es, als Grubb 1896 auf Urlaub nach England ging. Er hatte einem Indianer namens Poit (Frosch), den er für den hoffnungsvollsten Anhänger hielt, seine Habe anvertraut. Da aber der Sommer verging und Grubb nicht zurückgekehrt war, wählte Poit, der weiße Häuptling werde überhaupt nicht wiederkommen, eignete sich das herrenlose Gut an und schlachtete mehrere Tiere. Als Grubb endlich doch zurückkam, mußte der Indianer den Arglosen in einen unurchringlichen Wald zu locken, wo er ihm einen vergifteten Pfeil tief in den Rücken schoß und davon rannte. Der Verwundete schleppte sich an einen nahen

Fluß, erfrischte sich, zog mühsam die Pfeilspitze heraus und legte sich unter einen Algoroba-Baum, um zu sterben. Hier fand ihn ein Indianer, dem er sagen konnte: Poit hat mich geschossen. Der Mann trug ihn ins nächste Indianerdorf, wo er in einer Hütte Unterkommen und Pfllege fand. Weil die Wunde sehr groß war, glaubten die Leute, er werde gewiß sterben. Aber der Herr verhinderte es. Am dritten Tage machte sich Grubb mit Hilfe einiger Indianer auf den Weg, um in den Einflußbereich der Missionsstation zu kommen. Endlich, endlich langte er daselbst an. Er hatte zu der 177 km vom Torte entfernten Station acht Tage gebraucht. Langsam, nach Wochen großer Todesgefahr, genas er in Buenos-Aires, wohin man ihn überführt hatte. Diese Blutthat hatte jedoch die Entscheidung unter den Lengua beschleunigt und zu Grubbs großer Freude sprachen mehrere Eingeborene den Wunsch aus, Christen zu werden. Im Jahre 1899 wurden die ersten beiden getauft und drei andere im Oktober 1900. Noch einmal raffte sich das Heidentum, durch die Zauberer veranlaßt, zu einer letzten Abwehr auf, jedoch Grubb entlarvte die Anführer, und seitdem ist die Nacht des Heidentums in Waikthalingmangyalwe gebrochen. Viele der damaligen Räufelührer sind ernste Christen geworden und niemand in der Gemeinde will noch etwas mit der Zauberei zu tun haben. Zwar ist die Zahl der Getauften immer noch nicht groß, da die Probezeit lang und streng ist und man von den Täuslingen mehr verlangt als von den Christen in der Heimat — aber die Wirkung des Evangeliums geht weit über die Zahl der Anhänger hinaus. Heute kann man in diesem Gebiete ohne Lebensgefahr reisen. Wo es vor Jahren nur Indianerpfade gab, durchziehen jetzt die Ochsenkarren der Mission das Land.“

Da siehst du mein lieber Leser, wie die Liebe Christi bringet und was sie entgegennehmen kann. Tausende aber dieser Armen schwachen heute noch unter den Fesseln Satans, der sie in Finsternis hält und seine Mühen nicht spart.

Schluß folgt.

Unser Missionfeld

muß in Folge des ungenießbaren Trankwassers nach einem andern Kamp verlegt werden. Sogewärtig ist man auf der Suche nach einem passenden Platz.

Komitee des Missionsbundes L. d. S.

Unterhaltende Berichte

Als ich Adolf Hitler zum ersten Mal sah.

Schon so manches Mal hatte ich meine Schritte über den Wilhelmsplatz gelenkt, in der Hoffnung, den Führer A. Hitler einmal zufällig zu sehen, aber vergebens. Immer stehen dort Menschen, die zum Balkon der Reichskanzlei hinaufschauen, wo der Mann hinter den Fenstern arbeitet, dem das deutsche Volk seine Rettung von dem Kommunismus verdankt.

Schon am Mittertag vom 19. auf den 20. April hatten sich Menschenmengen angesammelt, um dem Führer zu seinem Geburtstag zu gratulieren. Durch die Heilrufe und Sprechhöre veranlaßt, hatte er sich dann auch kurz nach 12 Uhr den Wartenden gezeigt. Diese Gelegenheit hatte ich aber verpaßt. Nun wollte ich ihn aber am Tage sehen; er sollte ja die Parade abnehmen. Aber wer nicht schon in aller Frühe in den Tiergarten gegangen war, erhielt später keinen Zutritt mehr. Stundenlang stand ich denn „Unter den Linden“, bewunderte die vielen Lands- und Panzerautos, aber der Führer kam nicht vorbei. Ich hätte ihn bei dieser Gelegenheit auch nur ganz flüchtig sehen können. Ich gab die Hoffnung für diesen Tag schon auf.

Am Nachmittag wanderte ich dann ohne besonderes Ziel durch einige Nebenstraßen in Richtung Potsdamer Bahnhof und kam zufällig am Wilhelmsplatz vorbei. Ich raune über die Menschenmenge, die sich hier angesammelt hat. Ich begreife sofort, daß sie auf den Führer wartet. In den verschiedensten Sprechhören wird dieser Wunsch zum Ausdruck gebracht. Ich erkenne die Gelegenheit und tauche in der Menge unter. Vielleicht ist es mir heute vergönnt, den Führer zu sehen. Es ist noch nicht 2 Uhr. Zwar habe ich um 3 Uhr eine Vorlesung, aber einstweilen ist mir etwas anderes wichtiger. Ich dränge mich immer weiter vor und komme schließlich in die Nähe der Polizeihütte, die sich die größte Mühe gibt, die Straße von dem Andrang der Menschen freizuhalten.

Von Zeit zu Zeit wird durch Hinzukommende ein Druck verursacht, der sich dann sogleich nach vorne fortplant, der aber jedesmal von der Sperre aufgehalten wird. Ich bewundere die Geduld der Polizisten. Freundlich schauen sie in die Menge und werden nicht müde, dem Andrang aufzuhalten. Kein außerordentliches Wort fällt von ihrer Seite und dabei stehen sie schon Stundenlang auf diesem anstrengenden Posten.

Ein Sprechchor nach dem anderen ertönt: „Und wenn wir hier noch lange leben, wir wollen unsern Führer sehen“, usw. Zwischendrin kommen wieder Heilrufe, die sich immer wie eine Welle über den Platz fortplanten. Eine Gruppe stimmt mit einmal an „Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!“ Bald singt es der ganze Wilhelmsplatz. Stundenlang sehen die Menschen hier schon, aber von Langeweile und Müdigkeit ist nicht viel zu merken. Und wenn es etwas ruhiger wird, lassen gleich die Wimpfe (Jungvolk) auf der Mauer und auf dem Geiß, wo sie sich plaziert haben, einen lustigen Sprechchor vom Stapel. Am weitesten haben sich die W. D. M.-Mädel mit ihren Blumensträußen vorgewagt. Auch die Wimpfe schlüpfen überall durch. Von Zeit

zu Zeit werden einige Mädel und Jungen, die besondere Gründe vorbringen, von den SS-Männern am Eingang der Reichskanzlei durchgelassen. Diese dürfen dann im Geburtstagszimmer ihre Geschenke niederlegen. Manche werden auch zum Führer vorgelassen. Bei der Rückkehr werden die Betreffenden immer mit großem Beifall empfangen.

Unablässig schauen wir zum Balkon hinauf, ob der Führer sich nicht bald zeigen will. Es ist unterdessen halb 4 Uhr geworden. Die Nase werden immer dringlicher. Ein wartender SA-Mann steigt auf einen Aloy und dirigiert die Heilrufe, damit es einheitlicher und kräftiger klingt. Auch ich schreie nach Kräften mit andrerseits allmählich, daß meine Stimme heiser wird. Menschen haben schon 4 Stunden gewartet. Sie wollen dem Führer wenigstens einmal in die Augen schauen. Aus allen Teilen des Reichs sind sie gekommen. In meiner Nähe stehen Rheinländer, Schwaben, Ostpreußen, Sächser und Berliner. Sie alle sind gekommen, um dem Führer zu danken und ihm zum Geburtstag zu gratulieren. Bei solcher Gelegenheit sieht man deutlich, wie stark A. Hitler im Volk wurzelt. So treu, wie er zu seinem Volke steht, so treu stehen die Deutschen zu ihm.

Der Führer läßt sich immer noch nicht sehen. Sollten wir vergebens warten? Nein, er wird diese Tausende nicht enttäuschen. Die Menge weicht nicht, und ich bin entschlossen, ebenfalls auszuhalten, und wenn ich bis zum Abend warten sollte. Unter Warten wird dann auch wirklich belohnt. Kurz vor 4 Uhr erscheint er in Begleitung einiger Unterführer (Stabschef Luge u. a.) auf dem Balkon und grüßt freundlich zum Plage hinunter. Wie ein elektrischer Strom fährt es jetzt in die Menge hinein, die Hände fliegen hoch und brausende Heilrufe schallen dem geliebten Führer entgegen. Alles drängt in die Richtung des Balkons, die Polizei kann den Druck nicht mehr aufhalten und die Sperre wird durchbrochen. Die Polizisten werden sogar über den Haufen gerannt.

Ich stehe jetzt ganz in der Nähe des Balkons und kann das Gesicht des Führers deutlich erkennen. Die Menge ist in höchster Aufregung und Spannung, und die Heilrufe nehmen kein Ende. Auch ich werde ganz mitgerissen und schreie mit, was die Lunge erlauben kann. Der Führer grüßt nach allen Seiten und macht Bemerkungen zu seinen Begleitern. Sein Gesicht strahlt Glück und Freude aus. Auf den Bildern recht man ihn gewöhnlich mit einem sehr erakten Gesicht, aber heute schaut er freundlich, wie auf den Bildern, wo er sich mit Kindern unterhält. Das ist also der Mann, der Deutschland und damit ganz Westeuropa vor dem Kommunismus gerettet und dem das deutsche Volk seinen Wiederaufstieg verdankt.

Nach einigen Minuten verschwindet der Führer, die Heilrufe verstummen und das Deutschlandlied wird angestimmt. Jetzt tritt die Entspannung ein. Es mag kaum einer zum andern zu sprechen, so stark sind wir alle von diesem Augenblick beeindruckt. Fast geräuschlos geht die tausendköpfige Menge auseinander. An der Straßenecke stehen Verkäufer, die Hitlerbilder anbieten. Auch ich kaufe mir eins

zum Andenken an diese wichtige Stunde. Mit dem Erlebnis eines außergewöhnlichen Augenblicks lehre ich in die Unvergessenheit zurück. Das Bild des Führers hat sich für immer in mein Gedächtnis eingepreßt.
Fritz Kiewer, z. J. Berlin.

Aus Nord-Amerika.

Ein Gruß von H. K.

Schluß.

Gewiß, der Mensch ist besonders hier immer zu einem ganz bestimmten Grad der Schmiege seines eigenen Glücks. Schnell vorwärts kommen wollen liegt uns allen etwas im Blut, und das hat seine guten, und auch Schattenseiten. Ich kann und darf auf keinen Fall irgend wie urteilen, und mein einziges Bestreben ist, darauf hinzuweisen, daß wir, die wir eine Heimat verloren, uns damit abfinden müssen, daß für uns das Leben in einem noch nicht beendeten Kampf abzufließen wird, soweit wirtschaftliche Sicherheit, wie wir sie uns denken, in Frage kommt. Wir werden, die meisten von uns, im Ziel sterben. Oft, in den vergangenen Jahren des Suchens und Irrens, hat mich dieses Bewußtsein wild und stürmisch gemacht. Ich dachte, ich könnte das Schicksal einfach zwingen, sich so zu gestalten, wie ich es haben wollte. Aber da haben wir einen Gott, der lächelt, und auch tüchtig zuhaut, wenn es Ihm zu bunt wird. Warum? Ja, wenn man das nur wüßte! Und wenn man's wüßte, würde man da nicht glauben, man müsse Gott zeigen, wo Er Fehler macht, wo wir, Seine Geschöpfe, besser wissen und nicht ganz so altmodisch sind? Manchmal ist mir's vorgekommen, als ob wir Menschen ganz regelrechte Bolschewisten sein würden, wenn sich unser Vater im Himmel dazu herablassen würde, uns zu Rat zu ziehen.

Darum, noch einmal: Auch hier jagt Sorge die Sorge, und so viele von uns sind, wie ich schon angedeutet, heute noch nicht einen Schritt weiter als sie es waren. Es ist kein Waldrod oder Wasserfinden, das uns hier in die Augen starrt, aber wenn wir, die wir heute abend nach Hause kommen und zwanzig und dreißig Dollar für die letzte Woche erhalten haben, wenn wir Montag wieder auf Arbeit gehen, dann wissen wir nicht, ob es nicht der letzte Tag ist, an welchem wir Arbeit haben, oder gar, ob wir den Tag werden durcharbeiten können. Ich selbst habe an Plätzen gearbeitet, wo, nachdem man über ein Jahr zu voller Zufriedenheit geschafft hatte, eine halbe Stunde vor Schluß gesagt wurde, man bräuche nicht wieder zu kommen. Nicht weil die Arbeit nicht gut war, oder weil irgend jemand sich beklagt hatte über einen. Man war einer der 300 Mann, die an dem Tage abgelegt wurden, weil der Betrieb etwas weniger als gedacht verliefte.

Und je länger ich hier bin, desto tiefer prägt es sich mir in mein Bewußtsein: Wir Mennoniten haben noch immer allen Grund und Veranlassung, Dankespalmen zu singen, daß wir zu einer Glaubensgemeinschaft gehören, die sich nun durch die Jahrhunderte hindurch ihren Kern bewahrt hat. Man mag noch so modern sein und denken, noch so viel Machteiliges an unserer Bruderschaft sehen, der Kern ist da, und mag auch da bleiben: wir müssen dabei bleiben, zu einander zu gehören. Diese unsere Bruderschaft, so schroff und ungeliebt sie auch manchmal

zum Ausdruck kommen mag, ist in unserem Glauben, in unserer religiösen Überzeugung gewurzelt, und diese ist es, meines Erachtens, die wir als Mennoniten allem voran stellen müssen.

Man sieht, liest, und hört so viel wieder über alle möglichen Anstrengungen, aus in diesen Tagen einen nationalen Stempel aufzudrücken. Sie Hitler, Sie Scheideman, Sie Christ, Sie Jude, tönt es um uns herum. Ich denke immer, daß wir als Mennoniten uns durch die Jahrhunderte noch immer als wahre, gute Deutsche bewiesen haben, wenn es darauf ankommt, wertvolle Qualitäten des Bluts-Deutschtums zu beweisen. Wenn wir, viele von uns, uns nicht dazu hergeben wollen, als Untertanen anderer Regierungen Reichsdeutsch zu propagandieren, hat das etwas mit Deutschtum als solchem zu tun? Wir haben unter holländischer, preußischer, polnischer, russischer, schwedischer, englischer Oberhoheit gestanden, und niemand kann uns mit Recht vorwerfen, daß wir, ohne unseren Obrigkeiten untreu zu werden, nicht treu deutsch in kultureller Qualität blieben. Sogar der Schwedenkönig Karl der 12. mußte mit seinem ganzen Staat und seinem Feldgeistlichen Näherung vor einem Lehrer Junst in Weckpreußen gewinnen, als dieser einfache Mann den Herren an Hand seiner Bibel bewies, daß er ein Recht habe, sich zu weigern, für die Schweden zu beten. Sogar die Schweden, daß der König persönlich sich für Junsts Sicherheit verbürgte. Zu der Zeit war Junst ein Pole. Später ein Preuße, und sein Urgroßvater ist vielleicht der Großvater jenes Junst, der heute in Brasilien rodet, in Kanada Stinkfahnen jagt oder in den Vereinigten Staaten sich eine Existenz sucht. Wenn nun in den früheren Jahren unsere Väter immer mit dem Geist der Zeit hin- und hergeweht hätten, immer von neuem sich allem angepaßt hätten, ist es da nicht sehr wahrscheinlich, daß wir heute nicht die Gelegenheit haben würden, uns neue Heimaten zu suchen in solch geschlossener Weise? Daß wir zusammen mit den Millionen anderer, die aus Rußland vertrieben wurden, haltlos umher irren würden? Deutsch kann uns keiner machen, das sind wir. Vor allem aber sind wir auch Mennoniten, die ein Recht haben, uns unsere eigenen Angelegenheiten selbst zu regeln. Und darauf sollten wir bestehen und stolz sein — stolz als wäre es unsere Nationalflagge.

Aus Horqueta bei Concepcion.

Nachstehender Bericht ist verfaßt von dem jugendlichen Lehrer, Herrn W. Dürksen, der als Kind unserer Kolonie heute die Schule unter unserm zerstreut wohnenden Brüdern in Ostparaguay leitet.

Die Schriftleitung.

Ich glaube, es wird im Interesse manch eines Menno-Blattlesers liegen, etwas von uns hier bei Horqueta zu hören. Wir ist es immer ein Freude, wenn ich in meiner neuen, zeitweiligen Heimat das 1. Menno-Blatt vor mir liegen habe und aus Fernheim, der lieben Kolonie, etwas lesen darf.

Wie es nun schon manche wissen, hat für die kleine Kolonie um Horqueta gewissermaßen eine neue Zeit begonnen. Man hat hier ein schönes Schulgebäude

errichtet, wo nun täglich an den Wochentagen die Kinder zusammenkommen können, um nach Möglichkeit ihre geistigen Gaben zu entwickeln und die Kenntnisse zu bereichern. Zwar bestand hier auch schon früher eine Schule, aber die Zweitracht, die zwischen den hier wohnenden Reichsdeutschen und Mennoniten herrschte, hat es so weit gebracht, daß sich die Reichsdeutschen von den Mennoniten ganz absonderten. (Wie schade, diese Trennung zwischen Stammesgenossen eines Blutes! D. Schriftl.)

Meine Arbeit in der Schule wird von Gott gesegnet, so daß ich hoffe, daß mit der Hilfe Des, ohne Den wir nichts vermögen, das Schulwesen sich heben und allmählich bessern wird. Besonders schwer ist es auch für die Schüler, die lange Strecke bis zur Schule zu laufen. Die einsamen Gehöfte der Mennoniten liegen meist zerstreut, so daß ein Zusammenkommen oft mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Am Sonntag muß man sich schon irgendwie selbst beschäftigen, da hier keine Versammlungen religiösen Charakters stattfinden. Man würde hier den Besuch eines Predigers gern sehen. Wir schauen schon sehnsüchtig darnach aus!

Die Natur ist hier wunderschön. Herrliche Wälder mit den schönsten Laubbäumen. Oft liegt eine dicke Schicht Blätter auf der Erde; man wird dabei an die Wälder der deutschen Heimat erinnert, in denen wir so manch einen Spaziergang machen durften. Mächtig emporragende Bäume krecken ihre Wipfel hoch in die blaue Luft, als wollten sie die Wolken mit ihren Blättern berühren. Besonders auch schöne Ausblicke bietet die Natur, wenn man nach dem hübschen Fluß „Ipané“ geht. Steilen Abhängen, wunderschönen Tälern und dergleichen begegnet man. Am Ufer des Flusses stehen tausende mächtig hohe Bambusse.

Überall in den Wäldern findet man wilde Apfelsinenbäume, die noch aus der Regierungszeit des Lopez (vor 70 — 80 Jahren) stammen, vor aus den Blättern der Bäume eine Art von Öl gewann. Süße Apfelsinen findet man im Walde außerst selten. Diese hat aber fast ein jeder im Garten zur Genüge. Auch Bananen und Mandarinen werden hier viel gegessen. Wenn man diese Früchte im Chaco hätte, das wäre eine herrliche Sache! Leider muß man sie aber noch entbehren.

Den Regen, den wir neulich wieder erhielten, hätten wir gern schon nach Fernheim geschickt. Hier regnet es in der letzten Zeit viel. Nun, hoffentlich gibts auch im Chaco mal eine Wendung! Gott gebe es! (Tawohl, auch wir haben einen regenreichen Juni gehabt, wie noch nie. Die Schriftleitung.)

Die herzlichsten Grüße aus Horqueta sendet M. Dürksen, Lehrer.

Im Juni.

Hilfe in Not.

Rufe Mich an in der Not, so will Ich dich erretten, so sollst du Mich preisen! Psalm 50, 15.

Dieses erfuhren wir Dienstag, am 7. Jnn., als unser Sohn Berni durch einen Sprung eines gespannten Pferdes mit beiden Vorderfüßen niedergetreten wurde. Zwei große Wunden erhielt er am Kopfe; eine oben, über der Stirn. Weiter nach hinten zu sah sie der Schädel wie

Scherben an. Die andere Wunde ist an der linken Seite. Hier wurde die Gehirnschale durchgeschlagen.

Frau Harder, Philadelphia, desinfizierte die Wunden und legte einen Notverband an. Allgemein ist es ja bekannt, daß unser Krankenhaus geschlossen und der Arzt fort ist. Am folgenden Tage wurde unsere Hebamme, Frau Dürksen, Gnadenheim, geholt, welche die Wunden denn auch immer behandelt hat. Erst Sonnabend, am 5. Tage kam der Militärarzt von Camacho. Gott segnete die Arbeit, die an unserm Sohne getan wurde und es geht der Genesung entgegen.

Wir waren von diesem Unglücksfall wie betäubt. Man sollte sich in einigen Augenblicken von dem Rinde lösen. Es war eigentlich Angelegenheit eines Chirurgen und es schien uns schwierig, sie hier zu regeln, da kein Arzt da ist. In dieser Not schrien wir zu Gott und fühlten uns auch sehr gestärkt durch die Fürbitte der 1. Geschwister.

Wir sagen allen, die sich beteiligt haben, herzlichen Dank. Um uns war es dunkel, innerlich aber wurden wir immer wieder durch einen warmen Lichtstrahl von oben reichlich getröftet. Wenn der Herr sagt: „Ich will helfen“, wer kann dann hindern? Er hat geholfen, als in unsern Augen alles versagte. Wir sind dankbar und freuen uns, daß wir so einen allmächtigen Herrn haben. Wir bemühen uns, vor Ihm still zu werden. Unser Söhnlein lag auf der Waagschale und wir kamen so weit, daß wir sagen konnten: „Ob so oder anders, Dein Wille geschehe!“

Noch ein Wunsch entzinkt sich unserer Brust, ach könnte doch unser Krankenhaus wieder geöffnet werden und möchte Gott uns doch bald einen Arzt senden.

Die Eltern W. und L. Wall.

Friedensruh, im Juli.

„Deutsche Post aus dem Osten“

Monatschrift, begründet von Adolf Eichler, herausgegeben im Auftrag des „Verbandes der Deutschen aus Rußland e. V.“ von Carlo von Kugelgen, 8. Jahrgang.

Der „Verband der Deutschen aus Rußland“ (Berlin NW. 7. Georgenstraße 43) umreißt in seiner Zeitschrift mit den Worten des Vorsitzenden H. Frisch die umfassenden Aufgaben der Zeitschrift. Das Rußlanddeutschtum ist der Teil des Auslandsdeutschtums, der am schwersten leidet und dem das Mutterland am wenigsten zu helfen vermag. Deshalb notwendiger ist eine Aufklärung des deutschen Volkes über diesen abgetrennten Bruderstamm. Wer könnte sich besser geben als die Rußlanddeutschen selbst? Es gibt aber nicht nur in Deutschland Rußlanddeutsche, sondern in derselben Millionzahl wie in der Sowjet-Union auch ausgewanderte Rußlanddeutsche und deren Nachkommen in der neuen Welt. Die „Deutsche Post aus dem Osten“ stellt sich die wichtige Aufgabe, aufklärend zu vermitteln zwischen den einzelnen Teilen des russisch und sprachlich urdeutschen in der ganzen Welt verstreuten Bauernvolkes der Kolonisten und zwischen ihm und dem Volk im Reich.

In der neuesten Nummer behandelt C. von Kugelgen die grundlegende Bedeutung des Ostens in der augenblicklichen (Schluß auf Seite 6 Spalte 2.)

„Deutsche erschließen den Chaco.“

So lautet der Titel des vor mir liegenden, neuerschienenen Buches von Dr. phil. W. Quiring, Baden, Deutschland.

Schon lange hatten wir mit großer Spannung auf diese Studie gewartet, denn lebte doch der Verfasser persönlich ein Jahr in unserer neuen Heimat, um in gründlicher Arbeit und mit außerordentlichem Fleiß den Stoff für dieses kulturhistorische Werk zu sammeln. Nur dank der Energie und außerordentlichen Zähigkeit des unermüdblichen Forschers konnten nach Daten von großer Wichtigkeit, die bereits unter dem ersten Ansiedlerschutt begraben lagen, hervorgehoben und für künftige Geschlechter aufbewahrt werden.

Beim Lesen des Buches treten denn auch dem Fernheimer aus jeder Zeile bekannte, weil selbst erlebte Tatsachen — manche davon ruhten bereits unter der Schwelle des Bewußtseins — so lebhaft vor die Seele, als seien sie erst gestern geschehen. Da ist denn zunächst unsere Kolonie dem Schriftsteller zu großem Dank verpflichtet. Meines Wissens befinden sich z. B. 2 Exemplare dieses Buches in unserer Ansiedlung, vielleicht dürften es aber auch einige mehr sein, und man reißt sich förmlich darum, es zu lesen. Man liest es in manchen Dörfern öffentlich auf der Dorfsversammlung vor, damit alle Bürger etwas davon haben.

Aber auch sonstige Freunde und Gönner unserer jungen Ansiedlung werden das Buch mit wahrer Spannung lesen von seiner ersten Seite an bis zum Schluß.

Die strengste Sachlichkeit waltet hier ob, und selbst, wenn der Verfasser es nicht unterläßt, uns hier und da einmal den Spiegel vorzuhalten, der uns unsere negativen Seiten, unser Versagen, ganz klar zeigen und zur Besserung anleiten soll, so müssen wir — wollen wir offen und ehrlich sein und wirklich gebessert werden — nur zustimmen.

Was nun die Ansicht unseres Freundes Quiring in Punkte „Klima“ des Chaco betrifft, so bin ich persönlich heute noch nicht mit der Behauptung an einigen Stellen des Buches einverstanden, die davon spricht, daß das Klima sich schädlich auf uns, wenigstens in einigen Geschlechtern, auswirken muß, und daß dieses ein Grund ist, vor weiterer Einwanderung von

Deutschen zu warnen. Es soll noch in den nächsten Nr. Nr. dieses Blattes gerade auf diesen Punkt näher eingegangen werden. Jedenfalls aber muß es die Zeit doch lehren, wer im Recht ist.

Und nun das Buch selbst: Es ist wirklich deutsch. Nicht nur beweist dieses der Druck in klarer gothischer Schrift, nein, davon kündet auch seine klangvolle deutsche Sprache, die durch kein einziges Fremdwort verunstaltet ist. Das ist Musik oder gut deutsch-Tonkunst!

Zum Verständnis für den Leser dienen auch die hübsch sauber geordneten Quellenangaben und wesentlichen Erläuterungen nebst einer Kartenskizze vom Hafen Casado an und die beiden Schwesterkolonien miteinschließend. So findet man schließlich auch ein Verzeichnis von verschiedener Literatur, beziehungsweise die Namen der Verfasser von Werken über Paraguay.

Als sehr wertvollen Bildschmuck müssen auch die meist wundervoll gelungenen 32 Lichtbilderaufnahmen, die hin und her zwischen die Blätter eingefügt sind, und den Wert des Buches bedeutend erhöhen, genannt werden.

„Zum Geleit“ schreibt der Karlsruher Professor Lic. B. H. Unruh, unser europäischer Vertreter, warmer Freund und Berater ein tief sinnreiches Wort, das ans Herz greift.

Au ß e r e s: Die Größe des Buches beträgt 22 mal 15 cm. Die 208 Seiten sind verteilt auf 21 Kapitel. Der Einband ist gefügt in Pappdeckel mit starkem Leinen überholt und darüber noch ein Papierschutdeckel mit einer typischen Chacolandchaft. Leider können wir den Preis nicht angeben.

Das Werk ist gedruckt in der Verlagsdruckerei Heinrich Schneider, Karlsruhe, Karlstraße 28, Baden.

Wir können das wertvolle Buch jedermann herzlich empfehlen und wünschen demselben eine weite Verbreitung. N. Siemens.

(Schluß von Seite 5 Spalte 3.)

Scheinbar ganz nach Westen gerichteten deutschen Außenpolitik. Dr. Geige bringt bisher unbekanntes wissenschaftliches Material über die russische Beschaffenheit der rußlanddeutschen Kolonisten. Georg Löb-jaß, der Verfasser des Ansehen erzeugen-

den Buches über das Wolgabautschium, „Einsam kämpft das Wolgaland“, kommt zu Wort. Der Kaufmannsdeutsche Th. Summel berichtet über persönliche Erlebnisse mit dem Dichter Ludwig Finkh. Ein Artikel „Die Aufgaben der rußlanddeutschen Jugend“ führt das erzieherische Wert des Verbandes vor. In der Abteilung „Zum Rußlanddeutschtum aus aller Welt“ fällt der Bericht über einen kanti-nisreichen Vortrag Adolf Eichlers auf, der die Ansiedlung der Rußlanddeutschen in der Vor- und Nachkriegszeit behandelt. Die „Nachrichten aus dem Osten“ bringen tragisches, ernstes und humorvolles Material aus der kommunistischen Revolutionen der Sowjet-Union und ein-schließende Lageberichte aus dem Deutsch-tum in Polen, Lettland und Estland. Die Abteilung „Zum neuen Deutschland“ soll den Rußlanddeutschen, namentlich im Aus-land, vornehmlich davon berichten, was für die Bauern im Reich geschieht. Ein Büchertisch und Mitteilungen des Verban-des schließen das inhaltsreiche Heft.

Verschiedenes

Der Eisenbahnbau

ab Km. 160 ist nun wieder aufgenommen worden. Wie man von der Strecke berich-tet, so arbeitet man heute am Dammschüt-ten an drei verschiedenen Punkten. Vor-längig wird die Bahnlinie bis Fortin Ca-macho gelegt, welches auf Km. 288 vom Casadohafen liegt. Später plant man die Strecke bis an die bolivische Grenze zu verlängern. Der Punkt Km. 220 liegt ge-genüber unserer Kolonie und zwar etwa 45 Km. Luftlinie.

Verdienstmöglichkeiten

finden in diesem Winter mehrere junge Männer unserer Kolonie auf dem Militär-fortin Km. 180 mit dem Arsenal, wo auch eine große Reparaturwerkstatt von Kriegs-auten errichtet wurde. Es gingen dorthin einige Familien und die Frauen haben Gelegenheit, den Arbeitern das Essen nach unserer Gewohnheit zuzubereiten.

Ferner wurde aufs neue von der Gesellschaft Casado die Arbeit auf der Versuchsstation Chaera Experimental noch stärker in Angriff genommen und auch dorthin traten wieder mehrere unserer jungen Leute in Dienst.

Witterung.

Diese hatten wir in diesem Winter bis jetzt eine ganz ausgezeichnete. So brachten auch die beiden Wintermonate Juni und Juli abwechselnd kühle Tage mit regelmäßigen Niederschlägen. Nur ganz selten traten die lästigen Nordstürme auf. Dieses günstige Wetter war denn auch äußerst vorteilhaft für Viehwie-den und Gemüsebau, ja selbst die Baumwoke trägt noch etwas.

Temperaturen

wurden im Juni folgende gemessen: max. 31, min. 7, mittel 19 Grad nach Celsius. Niederschläge 87,3 mm.

? Ist Dein Menns-Blatt schon bezahlt? ? Die Redaktion wartet.

Schriftleiter: Nikolai Siemens.